

Nr. 286. Bromberg, den 12. Dezember 1931.

1 Mädchen, 1 Auto, 1 Hund

Roman von Ole Stefani.

Es regnete wie zuvor. Sie schaltete die Scheinwerfer ein und fuhr sachte die Anhöhe hinab, dann bog sie unten links ab. Sie war noch nicht recht in Fahrt. Vor sich sah sie das junge Mädchen gehen, das sie vorhin in der Wirtsstube bemerkt hatte. Sie gab Zeichen und das Mädchen trat an den linken Straßenrand. Janet fuhr langsam, um die Fremde nicht zu beschmutzen. Diese wandte dem Auto ihr Gesicht zu und Janet sah im Licht der Scheinwerfer die großen, dunklen, scharfen Augen in dem mageren Gesicht, die sie schon vorhin überrascht hatten. Sie wußte selbst nicht, warum sie plötzlich anhielt. „Soll ich Sie ein Stück mitnehmen? — Wo wollen Sie hin?"

Das fremde Mädchen zögerte. „Es wäre sehr freundlich . . .", sagte sie schließlich. „Ich will zur nächsten Bahnstation."

„Das können Sie in zehn Minuten haben. Steigen Sie ein! Tarka — mach Platz!"

Die Fremde kletterte in den Wagen. Ihr einfacher Lodenmantel roch nach der Feuchtigkeit, die er eingesogen hatte. Sie sagte nichts, warf einen Blick auf Tarka, der sie beschnupperte, und setzte sich zurecht.

„Machen Sie, bitte, die Türe gut zu, so — nun kann's weitergehen!" Janet betrachtete ihre Nachbarin heimlich von der Seite. Sie sah sehr blaß aus und ihre Augen blickten starr auf den feuchtglänzenden Weg. Aber die dicken schwarzen Brauen über ihnen zuckten von Zeit zu Zeit.

„Scheußliches Wetter, nicht?" begann Janet, nur um etwas zu sagen. Aber sie bekam keine Antwort. Die Fremde hielt die Lippen fest zusammengepreßt. So schwieg Janet auch und widmete ihre Aufmerksamkeit dem Wagen, der die Glätte der Landstraße zum Anlaß nehmen wollte, in den linken Graben zu rutschen. In kürzerer Frist noch, als sie angegeben hatte, tauchten die trübe durch die Dämmerung schimmernden Lichter des Stationshauses auf.

„Ich danke Ihnen!" sagte die Fremde kurz, als der Wagen hielt. Sie sah Janet nicht an und sprang schnell auf die Straße.

Janet sah ihr einige Sekunden nach. Sie hatte eine seltsame Beobachtung gemacht in dem Augenblick, wo die Fremde ausstieg: die Haut der Wangen unter den tiefliegenden schwarzen Augen war naß — sicherlich nicht vom Regen.

„Wuff!" sagte Tarka plötzlich in ihre nachdenkliche Stimmung hinein.

Janet erwachte. „Du hast recht. Fahren wir!"

Sie platschten weiter, es wurde mit jeder Minute dunkler. Sie fuhr über eine kleine Brücke und dann lagen in einer Art Bodenvertiefung die fahlen Häuser von Garland's Green vor ihr: das Garlandwerk mit seinen grauen Schornsteinen und rostigen Kränen, diese ewig graudunstige Wolke darüber, und etwas zur Seite die grauen Arbeiterwohnungen und die beiden Villen mit den hohen grauen Steinmauern, die sie von der Landstraße trennten. Alles war in hartem, schmutzigem Grau — nicht nur jetzt im letzten Abendlicht, immer war es so, auch tagsüber, auch wenn die Sonne schien. Janet hatte sich oft gefragt, in welch undenklicher Vorzeit Garlands Green das Recht gehabt hatte, seinen Namen zu führen.

„Viel Vergnügen —", wiederholte sie Inspektor Fosters Worte vor sich hin. „Ja — viel Vergnügen!" Sie zog fröstelnd die Schultern hoch.

4.

Nach einer halben Stunde saß sie vor dem Kamin und stemmte ihre Füße gegen das Gitter. Tarka lag neben ihr auf dem Fell, das bis zu den roten Steinen des Kaminbodens ausgebreitet war. Er schien zu schlafen, aber seine Ohren zuckten ängstlich, so oft das feuchte Holz in der Flamme prasselte. Das schöne schwarze Seidenkleid Janets machte sie um kein Haar erwachsener oder damenhafter, als es der Ledermantel, den sie immer im Wagen trug, getan hatte — obwohl sie selbst fest daran glaubte und sich dementsprechend verhielt. Sie trug jetzt keine Brille. Ihre glänzenden braunen Haare hatte sie seitlich gescheitelt und die Glut, die vor ihren Füßen brannte, warf einen warmen Schimmer herauf, der sich auf ihren kindlichen Wangen verbreitete. Sie hörte mit halbem Ohr auf das ununterbrochene Geplauder ihrer Nachbarin und blies den Rauch der Zigarette gegen die warme Höhlung, vor der er wie erschreckt zurückfloß, bis er schnell ansteigend an der Wand zerging.

Janets Blicke gingen über die Gesellschaft, die sich um den Kamin versammelt hatte. Über das bezaubernde Pariser Modekleid neben ihr, in dem Violet Gregory steckte, über die Brillanten an den spitzen, gepflegten Fingern ihrer Stiefmutter und über die Perlen um ihren vollen Nacken. Janet betrachtete jede Einzelheit, wie sie es schon oft getan hatte: auch die kleinen Falten um Augen und Mund, die der Puder deckte. Janet bemühte sich, gerecht zu sein, aber ihre Blicke waren, ohne daß sie es wollte, unerbittlich und trotzig. Sie war neunzehn Jahre. Sie machte sich nichts vor: sie konnte diese Frau nicht ausstehen. Sie versuchte, nicht an ihre Mutter zu denken. Ihre Mutter war vor zehn Jahren gestorben. Sie hatten sich sehr geliebt.

Janet bemühte sich, gerecht zu sein. Sie ließ sich nicht so weit gehen, zu verkennen, daß die Linien von Violets Gestalt immer noch schön waren, von den hochgestöckelten Brokatschuhen bis zu den fast roten Spitzen ihrer flammenden Haare. Aber Janet konnte nicht verhindern, daß ein spöttischer Ausdruck in ihre Augen kam, wenn Violet den Kopf nach dem schweigsamen Gentleman in der dunklen Ecke des Zimmers wandte. Das junge Mädchen beobachtete mit gelassener Kühle die gezwungene Kontur von Violets Hals. Der Gentleman saß ziemlich entfernt fast hinter Violets Rücken und Violet bemühte sich, ihn anzublicken, wenn sie das Geplätscher ihrer Rede unterbrach und „Finden Sie nicht, Dick?" oder „So war es doch, Dick?" in die dunkle Ecke hinein fragte — mit einem fast unterwürfigen Eifer, wie es Janet vorkommen wollte.

Dem blonden Gentleman selbst schenkte Janet nicht viel Beachtung. Sie sah seine weiße Hemdbrust aus dem Schatten des Klubsessels aufleuchten und wußte: Das ist Richard Cranbourne Major V. C. — und wenn man nachher (wenn endlich, endlich Tante Betsy und Onkel Martin da sind!) zu Tisch geht, dann wird er sich aus seiner Ecke erheben und beim Licht des Lüsters wird man den schweigsamen Gast erkennen, den Chefingenieur der Garlandwerke, den ehemaligen Fliegeroffizier in seinem tadellosen Smoking, mit seiner geschmeidigen Sportfigur, seinen kühlen grauen Augen und seinem schmalen gepflegten Bärtchen über den sehr roten Lippen — verbindlich, schön anzusehen und ausdruckslos.

Nein — ihn sah Janet nicht weiter an, nachdem sie von ihrer Stiefmutter weggeblickt hatte. Lange aber folgten ihre Blicke den energischen Schritten des kleinen mageren Mannes, der mit auf der Brust gekreuzten Armen das lange strenge Zimmer durchmaß, hin und her — viel größer aussehend, als er in Wirklichkeit war, so straff aufgerichtet trug er seinen Kopf mit den dünn gewordenen eisgrauen Haaren, den gerade geschnittenen Bartkoteletts — und mit jenem gütigen nachsichtigen Lächeln, das seine schmalen klugen Lippen nur immer dann zeigten, wenn er dem Geplauder seiner Frau lauschte.

Janet kannte dieses Lächeln. Nichts war dem Gefühl vergleichbar, das sich in ihr regte, wenn sie dieses Lächeln sah — dieses Lächeln zu Violet hin. Sie kannte die scharfen Linien seines Gesichts streng zusammengezogen, sie kannte die unfreundliche Falte von den Nasenflügeln zu den feinen Mundwinkeln hin, die sich jedesmal zeigte, wenn Dr. Herbert Gregory sich herabließ, zu seiner Tochter zu sprechen; sie kannte den kalten Blick seiner grauen Augen unter den starken Brauen, wenn er sie anblickte — was er gern vermied.

„Aber nichts", dachte sie, eine tiefe Falte auf ihrer kindlichen Stirn, „nichts tut mir mehr weh, als wenn er so zu Violet hinlächelt!"

„Rauch nicht soviel!" sagte er plötzlich scharf und sie erschrak.

„Erst meine zweite —", sagte sie halblaut. Vom Lehnstuhl Cranbournes kam ein kurzes, knarrendes Lachen, Gregory zuckte die Achseln und ging weiter durch das Zimmer und Violet fuhr mit klagender Stimme fort:

„Erst die zweite — guter Gott, Kind — wie lange sitzen wir denn schon hier? — Du weißt, du wirst dir deinen Teint verderben. Als wir zuletzt beim Derby waren in der Ascotwoche und der Herzog von York seine ich weiß nicht wievielte Zigarette ansteckte, da meinte Lady Ilchester: sie würde an Stelle der Königin nicht gestatten — sagtest du etwas, Kind?"

„. . . nur gehustet!" sagte Janet, mühsam lächelnd, und warf ihre Zigarette in die Glut. „Wenn sie mich nur nicht immer Kind nennen würde!" dachte sie verzweifelt, und zur Bestätigung knurrte Tarka, weil Violet ihre Beine übereinanderschlug und dabei sein Fell streifte. Violet zog etwas ängstlich die Knie hoch — und Janet fühlte eine leichte Befriedigung.

„Komischer Hund!" sagte Violet mit behutsamer Freundlichkeit. „Merkwürdiges Tier! . . . Er kann sich immer noch nicht recht an uns alle gewöhnen; — Vielleicht läßt du ihm zuviel Freiheit, wie, Janet? Dick hat doch immer früher auch Scotches gezüchtet, nicht Dick?"Sie wandte wieder den Kopf in die unnatürliche Linie, um in die Richtung der weißen Hemdbrust sehen zu können.

„Hm —", sagte der Major gleichgültig.

„Dick ist ein prächtiger Hundezüchter. Wie hieß doch Ihr Rüde, der den ersten Preis auf der Ausstellung in Cowes bekam — nach der Regatta vor zwei Jahren?"

Dick antwortete nicht gleich und sie verdrehte ihren Hals noch mehr. —

Über Janet kam wieder jenes Frösteln, von dem sie befallen worden war, als sie vorhin oben an der Kreuzung die Villa ihres Vaters vor sich gesehen hatte. Sie hörte auf die festen, ruhelosen Schritte hinter sich und bekämpfte das Gefühl von Bitterkeit, das jedesmal in ihr aufstieg, wenn sie eine Weile in dem grauen Hause von Garland's Green war.

Tarka hob den Kopf. Über seinen wirrhaarigen Schädel stiegen die drolligen Dreiecke seiner behaarten Ohren.

„Es kommt jemand!" sagte Janet erleichtert. Aber zunächst hörte niemand auf sie. Bis die große Flügeltüre aufging und eine alte Dame und ein dicker Herr eintraten.

Der erste, der bei ihnen war, war Tarka. Er wedelte mit seinem kräftigen Schwanz und rieb sich am Rock der alten Dame, wobei sich sein kleiner Körper vor Herzlichkeit verkrümmte und verkürzte.

Und Tante Betsy strahlte. „Ja, Tarka, Tarka! Du scheußliches Vieh! Sehe ich dich endlich wieder! Bist du endlich da! Bist du der alte Tarka! Bist du der schmutzige Teufel! Ja? Haben wir uns aber lange nicht gesehen! Du wirst ja immer scheußlicher! Ja — bist du der gute Tarka? Tarka bist du!"

Sie versicherte ihm hundertmal, er sei Tarka. Er tat zuerst, als ob er es ihr nicht glaubte, dann tat er ihr zu Gefallen so, als ob sie ihn in diesem Augenblick davon überzeugt hätte, warf sich sinnlos vor Freude auf den Rücken, raste überraschend plötzlich durch das Zimmer und zurück zu ihr und gebärdete sich überhaupt wie närrisch. Aber als er sah, daß die Tür zum Gang einen Spalt offenstand, drückte er sich hinaus, schlenderte zur Küche und gab dort vor den dampfenden Schüsseln der Köchin sein wahres Herz zu erkennen.

„Wie geht's dir, Tante Betsy?" sagte Janet, legte den Arm um die Schultern ihrer alten Freundin und sah liebevoll in ihr freudegerötetes, gutes Gesicht.

Tante Betsy küßte sie knallend auf den Mund. „Meine kleine Janet —" (Janet war gut einen Kopf größer als sie), „ich habe dich ja eine Ewigkeit nicht gesehen, Kind!" (Und hier hatte Janet nicht das allergeringste dagegen, Kind genannt zu werden.)

„Das wird wohl gegenseitig sein, Tante Betsy!"

„Du dummes Ding! — Was macht deine Hopserei?"

Janet schüttelte sich vor Lachen. „Meine Hopserei geht herrlich. Ich danke dir! Ich habe jetzt eine richtige Lady unter meinen Schülerinnen!"

„Großartig . . . wenn erst der Prinz von Wales bei dir seilspringen wird, dann lade mich, bitte, dazu ein!"

„Bedaure — Zuschauer können beim Privatunterricht grundsätzlich nicht zugelassen werden. Kate würde dich rausschmeißen!"

„Was macht die kleine Kate?" erkundigte sich Tante Betsy weiter.

„Die kleine Kate ist noch tüchtiger als ich. Wir verrenken uns von morgens bis abends die Glieder, um den Gänsen beizubringen, wie man geht und steht!'

„Grüß sie morgen von mir. Oder bleibst du einen Tag hier? — Nein, morgen früh schon wieder in die Stadt? — Du wirst dich noch überanstrengen, sicher, Kind, du arbeitest viel zu viel! Das hast du von deinem Vater!" Und im selben Atemzug fuhr sie fort: „Aber prächtig siehst du aus!" Sie klapste Janet derb auf die Schulter und sah zufrieden an der großen schlanken Gestalt des jungen Mädchens hinab. „Prächtig . . . aber jetzt komm, du kleine Schönheit, ich habe deinem Vater noch nicht gratuliert!" Arm in Arm gingen sie zu den anderen.

„Nein — der Regen hat aufgehört. Aber es hat heute einen ganz ordentlichen Eimer Wasser über Hampshire gegeben, wie es scheint", hörten sie Onkel Martin sagen. „Drüben in den Arbeiterhäusern steht es zwei Fuß hoch. Ich habe Mac Norton hingeschickt, Ordnung zu schaffen!"

„Mac Norton?"

„Ja, Janet — Tag, mein Kind! —, meinen Sekretär. Hast du ihn denn immer noch nicht kennengelernt? . . . Er ist ein Schaf — Mac Norton. Aber ein gutes. — Wie geht's dir, Janet?"

„Glänzend!"

„Na — wann trittst du bei Cochrane auf?"

„Ich gehe erst dann zur Revue, lieber Onkel Martin, wenn ich sicher bin, daß du das Schlagzeug übernimmst!'

Er grinste.

„Lieber Herbert —" sagte Betsy schüchtern und feierlich, indem sie die weiße Hand des Syndikus in der ihren hielt. Gregorys Hand war immer kalt und steif, und Tante Betsy fürchtete sich immer etwas vor ihr. — „Lieber Herbert, ich gratuliere Ihnen herzlichst zum Geburtstag und ich wünsche Ihnen alles Gute —"

„Hören Sie auf — Gregory glaubt Ihnen kein Wort, Betsy!" rief der dicke Mann munter. „Ich wollte eigent-

lich ein Geheimnis daraus machen, Ladies und Gentlemen, aber nun muß ich es sagen: ich bin unverschämt hungrig!"

Das war also Onkel Martin. Martin Anderson, der technische Direktor der Garlandwerke, ein Mann von fünfundvierzig Jahren, breit und dick auf den ersten Blick. Aber es sind alles harte Muskeln, die er auf seinen Knochen herumträgt. Er war ein gutes Mittelgewicht zu seiner Zeit bei den Londoner Amateuren. Die Haare auf seinem mächtigen Schädel sind dünn geworden. Unter seiner glänzenden runden Stirn liegen kleine gutmütige Augen. Nase und Kinnladen zeugen von gesammelter Energie. Er kleidet sich ausgesucht sorgfältig. Und Tante Betsy findet ihren Vetter „ungemein repräsentativ". Sie führt ihm den Haushalt und bewundert ihn ohne Einschränkung. Nur seine Hände — Stecken Sie sie lieber in die Tasche, Martin!" rät ihm Tante Betsy immer und er grinst und betrachtet seine kurzen, breiten, kräftigen Finger. —

(Fortsetzung folgt.)

Die siebenfache Schnur.

Skizze von Kurt Miethke.

„Oh", sagte der Gastgeber, Baron von Wittisch, „das ist mir aber sehr interessant. Sie sind Detektiv? Wie schade, daß ich Sie nicht vor acht Jahren schon kannte. Vielleicht hätten Sie mir einen großen Dienst erweisen können." — „Vielleicht kann ich es jetzt noch?" fragte Kay und zündete sich eine Zigarette an.

„Jetzt noch?" lachte Baron von Wittisch. „Das ist nicht gut möglich. Acht Jahre liegt die Sache zurück, und außerdem haben wir wohl alles getan, um die siebenfache Schnur zu finden. Es war alles vergeblich."

„Die siebenfache Schnur?" fragte Kay.

„Ich sehe schon, ich muß die Geschichte erzählen. Setzen wir uns!" Der Gastgeber deutete auf ein großes Ölgemälde, das an der Wand hing und eine weißhaarige, sehr schlanke und geistvoll aussehende Frau darstellte. „Das ist meine verstorbene Frau", erklärte der Baron. „Und jene Perlen um ihren Hals, das ist die siebenfache Schnur. Es handelt sich um echte Perlen von sehr hohem Wert. Fachleute schätzen ihn auf zweihunderttausend Mark. Meine Frau liebte diese Perlenkette über alles. Jedoch sie trug sie leider nur äußerst selten, aus Angst. Die gute Thea! Sie litt ihr ganzes Leben lang an einer Art Verfolgungswahn, und in den letzten Jahren ihres Lebens wurde das immer schlimmer. Sie hatte eine völlig hysterische Angst vor Bolschewisten. Thea hat auch diese Schnur versteckt. Wir wußten nicht: wo, und wir wissen nicht: wo. Sie konnte uns den Ort des Verstecks nicht mehr mitteilen. Meine Frau erlebte einen Autounfall, der tödlich ausging."

Der Baron schwieg einen Augenblick und sah nach dem Bildnis. Eine Bewegung huschte über seine Züge. Leise fuhr er fort: „Ich wurde an ihr Sterbelager gerufen. Noch im Todeskampf dachte sie an die Perlenschnur, wollte mir mitteilen, wo sie lag. Sie konnte es nicht mehr. „Die Perlen, die Perlen", murmelte sie immer wieder. Ich neigte mein Ohr dicht zu ihrem Mund. „Die Perlen", seufzte sie wieder, „die Perlen, im Bach." Das war alles, was ich verstehen konnte. Zwei Stunden später starb Thea. Wir ließen dann das ganze Haus durchsuchen, alle Wände abklopfen, alle Tischbeine abschrauben. Sämtliche Bäche in der Nähe des Schlosses wurden abgelassen und durchsucht. Die Perlen blieben verschwunden. Der Gedanke, sie in einem Bach zu verstecken, ist ja auch zu grotesk, wie Sie mir zugeben werden."

„Haben Sie sich nicht verhört?" fragte Kay und sah sinnend dem blauen Rauch seiner Zigarette nach. „Könnte Ihre Gattin nicht statt Bach beispielsweise Dach gesagt haben? Der Dachboden wäre doch zweifellos ein günstiges Versteck." Der Baron schüttelte energisch den Kopf. „Nein, ich habe mich nicht verhört. Und außerdem haben wir damals die gleiche Überlegung wie Sie angestellt, auch die sämtlichen Bodenräume des Schlosses genau untersuchen lassen, ohne Erfolg. Na, reden wir nicht mehr davon, das Rätsel ist nicht zu lösen."

Kay erhob sich und ging zweimal rasch durch das Zimmer. „Gut, reden wir nicht mehr davon. Aber ich möchte fünf Minuten nachdenken, wenn Sie mir das erlauben wollen, Herr Baron."

Der Baron nickte, nahm ein Buch und begann zu lesen. Kay aber stapfte weiter durch das Zimmer, mit umwölkter Stirn.

Fünf Minuten verrannen. Dann blieb Kay plötzlich stehen. „Herr Baron", sagte er, „darf ich mir das Schloß einmal allein ansehen? Ich habe einen Gedanken."

Kay verschwand nach der freundlich gegebenen Zustimmung des Hausherrn. Der starrte auf sein Buch, ohne lesen zu können. Wieder hatte ihn das alte Problem erregt, das unlösbare Rätsel ihn aufs neue aufgerüttelt. Wo war die siebenfache Schnur? Sie mußte nah sein, ganz nah vielleicht, sie mußte sich finden lassen. Aber ach, man war ja dem Rätsel nach allen möglichen Seiten hin nachgegangen, es war und blieb aussichtslos, auf eine Lösung zu hoffen.

Der Baron schreckte aus seinen Gedanken hoch. Vor ihm stand Kay. Mit einem dicken Buch unter dem Arm. Lachend. Mit glänzenden Augen. „Ich habe die siebenfache Schnur gefunden", rief er.

Der Baron sprang in die Höhe. „Unmöglich!"

„Durchaus nicht unmöglich. Ich habe zwar nicht die Schnur selbst, aber die Aufzeichnung Ihrer Gattin gefunden, die uns das Versteck mitteilt."

„Und wo, wo, wo haben Sie diese Aufzeichnungen innerhalb zehn Minuten gefunden, nachdem wir seit acht Jahren vergeblich gesucht haben?"

„Wo Ihre Gattin sagte."

„Wo?" — „Im Bach."

„Aber in welchem Bach?"

Da lachte Kay und öffnete das dicke, große Buch, das er unter dem Arm trug. Schlug das Titelblatt auf und deutete mit dem Finger darauf. „Das wohltemperierte Klavier", las der Baron vor. „Von Johann Sebastian Bach."

Dann tat er einen Schrei und sank in den nächsten Sessel. Kay aber griff in die Brusttasche und holte einen Brief heraus. „Das lag im Bach. Im Johann Sebastian Bach. Ein geschlossener Umschlag. Ich habe ihn geöffnet und gelesen, und ich hoffe, Sie werden mir das nachträglich verzeihen. Der Schatz, die siebenfache Schnur, liegt unter der sechsten Ulme der großen Parkallee . . ."

„Und wie", fragte atemlos der Baron, „haben Sie das gefunden?"

„Bei meinem Spaziergang durch das Schloß. Der mich auch in das Musikzimmer führte. Sie müssen wissen, daß ich ein großer Bachfreund bin. Ich selbst spiele Bach leidenschaftlich gern und leidlich gut. Ich brauchte nur den Flügel anzusehen, der im Musikzimmer stand, und ich hatte sofort die Gedankenverbindung: Klavier, Bach. Und da Sie mir wenige Minuten vorher ein „Bach"-Problem aufgegeben hatten, brauchte ich nur die Noten, die offenbar lange nicht benutzt waren, nach den Werken Johann Sebastian Bachs zu durchstöbern . . ." Zwei Stunden später holte man unter der sechsten Ulme der großen Parkallee die langvermißte siebenfache Perlenschnur hervor. Und abends mußte Kay Klavier spielen. Herrliche alte Musik, aus einem dicken, großen Notenbuch . . .

Zertrümmerung von Welten.

Spannungen von 7 Millionen Volt. — Ein erfolgreiches Kapitel deutscher Wissenschaft und Technik.

Von Hans Bourquin.

Ein neuer mächtiger Kampf gegen das Atom ist im Gange. Die Vorstellung, daß das Atom den letzten „unteilbaren" Baustein der Stoffe vorstellt, ist längst aufgegeben worden. Denn in diesem bewegen sich mit rasender Geschwindigkeit negative Elektronen um einen positiv geladenen Kern wie Planeten um eine Sonne, wobei die beiden Elektrizitäten einander stets ausgleichen. Man kann daher Modelle von Atomen ebenso gut herstellen wie die bekannten Planetarien, an denen der Lehrer dem Schüler unser Planetensystem klar macht.

Und nun ist die Wissenschaft seit einiger Zeit bemüht, solche kunstvollen Miniaturschöpfungen zu zertrümmern! Ist das nicht eine rohe Arbeit? Doch nicht! Denn man darf

von einem solchen Zerstörungswerk allerhand Vorteile erwarten. Es müssen nämlich bei der Atomzertrümmerung ungeheure Energiemengen entfesselt werden, Kräfte, die in den Dienst der Kultur gestellt werden können. Neuere Vorarbeiten zur Zertrümmerung von Atomen mit reichen technischen Mitteln werden nun gegenwärtig im Forschungs-Laboratorium der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin-Oberschöneweide von den Physikern Brasch und Lange unternommen. Hier gilt es zunächst, ganz ungeheure Spannungen herzustellen, mit denen solche Kathoden- und Röntgenstrahlen erzeugt werden können, mit denen sich auch jene besonders solide gebauten Atome zerschlagen lassen, wie sie in den Metallen vorkommen. Bis jetzt sind hier Spannungen von 2 bis 3 Millionen Volt erzeugt und angewendet worden.

Zur Gewinnung von solchen ungewöhnlich hohen Spannungen wird in Oberschöneweide ein sogenannter Stoßgenerator benutzt. Es ist nicht unbedingt nötig, daß derartige Spannungen dauernd zur Verfügung stehen. Es genügt auch, wenn sie nur plötzlich, für Augenblicke, in kurzen Stößen auftreten. Beim Stoßgenerator kann man mit verhältnismäßig niedrigen Spannungen auch sehr hohe erzielen. Dazu wird allerdings eine große Zahl von Kondensatoren gebraucht. Diese werden zunächst nebeneinander geschaltet und darauf mit einer gleichen Spannung geladen, die nicht übermäßig hoch zu sein braucht. Dann aber wirkt eine sinnreiche Einrichtung, die ganz selbsttätig alle diese Kondensatoren hintereinander schaltet, so daß sich ihre einzelnen Kräfte zu einer gewaltigen Spannung aufsummieren.

Natürlich mußte für die Verwendung von Spannungen, bei denen es sich um Millionen von Volt handelt, ein besonderes „Rohr" ausgebildet werden, das eine genügende Sicherheit bot. Seine Form weicht allerdings stark von derjenigen ab, die der Leser bei seinem Radio-Apparat kennt. Das Rohr ist nämlich abwechselnd aus Scheiben von Hartpapier und Metall aufgebaut, und zwischen den einzelnen Schichten sind noch jeweils Gummiringe angeordnet. Das Organ besteht aus 200 Lagen, und es hat eine Länge von 84 Zentimeter bei einem Durchmesser von 9 Zentimeter.

Mit einer solchen Apparatur läßt sich schon eine mächtige Strahlung erreichen. Wollte man z. B. die Kathodenstrahlen, die von den 2,4 Millionen Volt Spannung am Stoßgenerator erregt werden können, durch natürliche Strahlung von Radium erzielen, so würden dazu etwa 1000 Kilo nötig sein, und da der Weltbesitz an Radium leider nicht mehr als 500 Gramm ausmacht, würde mit allem auf der Erde befindlichen Radium dagegen wenig auszurichten sein.

Schon mit 1,5 Millionen Volt Spannung kann man unter Verwendung eines Tesla-Transformators Funkenentladungen gewinnen, welche als mächtige Blitze von 4 Meter Länge auftreten, die ein ohrenbetäubendes Geräusch mit Krachen und Knattern hören lassen.

Viel verspricht sich der Arzt von den unter so hohen Spannungen erzeugten Kathodenstrahlen. Sie machen es vielleicht möglich, eine heilsame Wirkung in gewissen Körpertiefen auszuüben, ohne daß Gewebszellen beschädigt werden, die an der Oberfläche des Körpers liegen. Auch können solche Strahlen möglicherweise wie Schneidewerkzeuge wirken, welche die Eingriffe mit dem Seziermesser ersparen. Manche hoffen sogar, daß die Volt-Millionen beim Kampf gegen den Krebs helfen werden. Doch das ist noch Zukunftsmusik.

Und was für eine ungeheure Durchschlagskraft haben die unter solchem Druck gewonnenen Röntgenstrahlen! Was von ihnen sonst in gewöhnlichem Betrieb erzeugt wird, reicht bei Bleiplatten nur zum Durchschlagen von wenigen Zentimetern aus. Die Röntgenstrahlen aus jenem Versuchslaboratorium durchdringen dagegen Bleiplatten bis zu 18 Zentimeter Dicke. Hier eröffnen sich also großartige Aussichten für das Untersuchen des Inneren von Metallkörpern, dem der Beobachter bisher nicht unmittelbar beikommen konnte.

Man wird aber mit den Spannungen noch weiter gehen! Schon ist ein neuer Stoßgenerator im Bau, der Spannungen von 7 Millionen Volt liefern soll. Und hier wird alles samt dem Entladungsrohr in Öl gebettet werden, damit diese gefährliche Anlage die gehörige Isolation bekommt.

Der Leser wird vielleicht beanstanden, daß in den vorstehenden Zeilen keine wirklichen Atomzertrümmerungen geschildert worden sind. Aber zunächst wollen die Arbeiten in dem so interessanten Laboratorium eben nur Versuche zur Gewinnung hochgespannter Strahlungen sein. Deren Anwendung zur Zerschmetterung von Atomen soll später erfolgen.

Und wenn dies dann in gewünschtem Maße gelingt, werden sich unsere Stoffwirtschaft und unsere Energiewirtschaft gewiß auf eine ganz neue Grundlage stellen. Ob wir Heutigen das noch erleben werden? Die Generation unserer Jungen vielleicht. Denn schon 10 bis 20 Jahre bedeuten in dieser erfindungsreichen Zeit viel.

Bunte Chronik

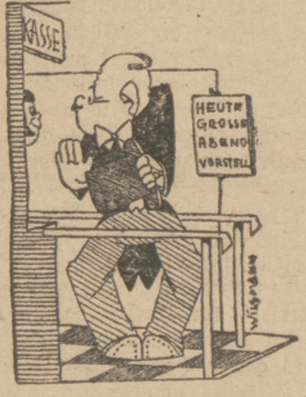


* **Ein Bett entscheidet eine Anstellung!** Ein richtiger Schildbürgerstreich geschah vor einigen Tagen in Holland. In einer dortigen kleinen Stadt war ein Lehrerinnenposten ausgeschrieben. Unter den Bewerberinnen kamen drei in die engere Wahl, von denen aber besonders eine in jeder Weise durch ihre guten Zeugnisse und ihr einnehmendes Wesen die Gunst der Stadtväter errang. Man stellte ihr die Anstellung in Aussicht und verhandelte mit ihr über die Unterkunftsverhältnisse. Die unverheiratete Lehrerin des Ortes pflegte immer bei einer bestimmten Familie zu wohnen, einem Schneider, der ein Zimmer frei hatte. Die junge Dame begab sich zu dieser Familie, das Zimmer war ganz nett; aber als man das Bett betrachtete, stellte es sich heraus, daß es für die ziemlich lang geratene junge Dame viel zu kurz war! Es gab ein lebhaftes Hin und Her, aber der Schneider weigerte sich, ein neues Bett zu kaufen, und die Lehrerin hatte keine Lust, sich selber diesen Gegenstand zuzulegen. Die Sache wurde einem der Magistratsvertreter vorgetragen, und dieser fällte ein wahrhaft salomonisches Urteil: „Wenn das Bett für das Fräulein nicht paßt, so nehmen wir eben ein anderes Fräulein, das für das Bett paßt." Und so geschah es. Im Jahre 1931.

Lustige Rundschau



Im Vorstadttheater.



„Wünscht der Herr ein Opernglas?"
„Danke sehr! Ich trinke aus der Flasche!"

*

* **Zu spät.** „Vater, mich hat eben eine Wespe gestochen!"
„Das geht nicht, sie ist doch schon wieder weggeflogen!"
„Tu schnell Salmiakgeist drauf!"

*

* **Die Sparbüchse.** „Daß du mir die Sparbüchse nicht verkehrt hältst und gar versuchst, mit dem Messer ein Geldstück daraus zu angeln!"
„Nein, Vati! Aber der Gedanke ist gut!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.